



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Untergang der alten Welt : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bunden sind, also in den meisten Fällen sowieso keine Veranlassung haben werden, mitzustimmen. Stimmen sie aber doch ab, so werfen sie dasselbe Gewicht in die Wage, das sie bei unserm jetzigen System auch hineinwerfen. Sie bringen in demselben Maße einen Kandidaten der andern Parteien zum Siege, wie sie es jetzt in den Fällen, wo ihre Partei die absolute Mehrheit nicht hat, auch thun, ohne aber dabei gleichzeitig persönlich ganz überstimmt und kaltgestellt zu werden. Das doppelte Wahlrecht der stärkern Partei bei Stichwahlen ist also gegen die übrigen Parteien keine Ungerechtigkeit.

Daß die Zahl der Abgeordneten durch dieses System veränderlich gemacht wird, ist nicht zu leugnen. Es können dadurch vierzig bis fünfzig Abgeordnete über die bisherige Zahl hinaus gewählt werden. Mehr wohl nicht, denn bei den meisten, besonders den ländlichen Wahlkreisen spielen die Minderheiten überhaupt keine Rolle. Ich bin, wie gesagt, mit Bähr vollständig derselben Meinung, daß eine Unveränderlichkeit der Zahl der Abgeordneten weder aus politischen, noch aus gesetzgeberischen Gründen geboten ist.

○



Der Untergang der alten Welt

(Schluß)



Es war eine weise Selbstbeschränkung, wenn die Römer auf eine Romanisirung des höher stehenden griechischen Ostens von Anfang an und grundsätzlich verzichteten. Sie hatten eine sehr geringe Achtung vor dem griechischen Staatsleben ihrer Zeit, aber für die große Vergangenheit und das Geistesleben der Griechen empfanden sie ungeheuchelte Bewundrung. Der römische Staat verzichtete im Osten sogar darauf, ausschließlich lateinisch zu reden, er sprach griechisch. Daher blieb auch der römische Einfluß auf den griechischen Osten sehr beschränkt. Es gab dort allerdings in der Kaiserzeit ein paar römische Kolonialstädte (Korinth und Paträ), zahlreiche und starke Gemeinden römischer Bürger in allen größern Handelsplätzen; einige Studienjahre in Athen oder Rhodos galten dem gebildeten jungen Römer als selbstverständlich, in Syrien und Agypten standen römische Legionen, und manche römische Sitten und Ansitten, wie die blutigen Gladiatorenspiele, wurden in die griechischen Städte eingeschleppt, ohne übrigens die Griechen selbst sehr zu berühren. Die Griechen lehnten das römische Wesen immer ab; selten lernte einer lateinisch, und selten trat einer in den Reichsdienst, der natürlich die Kenntniss dieser Sprache voraussetzte.

Wurde der Osten nur regiert, so wurde der Westen auch romanisirt, weniger durch die Verwaltung, die überhaupt nicht sehr tief eingriff, als durch zahlreiche italische Kolonien, das Heerwesen, die aus beiden folgenden Mischungen und die römische Bildung. Von gewaltsamen Schritten sah man auch hier durchaus und zu allen Zeiten ab; nur das keltische Druidentum wurde unmachtsichtlich unterdrückt, aber nicht als Vertreterin der keltischen Religion, sondern als die nationale Hierarchie, als Hort keltischer Selbständigkeit. Die Stämme, die der Romanisirung verfielen, waren die Kelten, die Iberer und auf der Balkanhalbinsel die Thraker und die Illyrier, die Vorfahren der heutigen Albanesen. Doch hat sich diese Romanisirung durchaus nicht gleichförmig, nicht überall in demselben Grade vollzogen. Zu ganz lateinischen Gebieten wurden das Poland, das südliche Gallien, Südspanien, einzelne Striche namentlich der Ostalpen und das ganze rechte Donauufer sowie Dacien (Rumänien und Siebenbürgen), namentlich durch eine sehr starke italische Einwanderung, durch eine wirkliche Kolonisation und durch das Heerwesen. Die wahrscheinlich ziemlich dünne und nicht sehr widerstandsfähige einheimische Bevölkerung wurde hier aufgefogen. Anders im cäsarischen Gallien nördlich von den Sevennen. Hier beschränkte sich die Romanisirung auf die obern Stände (Senatorialen und Curialen), d. h. auf den keltischen Adel und auf den bessern Kaufmannsstand, also auf die Städte. Das Landvolk blieb keltisch, und die keltische Sprache dauerte fort, wenn sie auch zur Volksmundart gegenüber dem Lateinischen herabsank, wie später etwa die sich bildenden romanischen Sprachen, und literarisch nicht verwendet wurde. Um die römische Kolonie Lugdunum (Lyon) sprach noch gegen Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. alles keltisch, um Trier selbst noch im fünften Jahrhundert, von der Bretagne und andern entlegnen Landstrichen ganz zu geschweigen. Dasselbe gilt natürlich in erhöhtem Maße von dem spät eroberten Britannien. Später, seit dem dritten Jahrhundert, hat die römische Regierung durch die massenhafte Ansiedlung germanischer Kriegsgefangnen, namentlich im nordöstlichen Gallien, den Fortgang der Romanisirung noch erschwert, den Wirrwarr der Sprachen und Nationalitäten noch vermehrt. Aber die gallische Aristokratie romanisirte sich allerdings vollständig und mit einem gewissen Eifer. Sie erwarb das römische Bürgerrecht, nahm römische Namen an, sprach nur lateinisch und empfing ihre Bildung auf den römischen Rhetorenschulen, die bald in Gallien ausblühten; Autun wurde zu einer Art gallischer Landesuniversität. Schon vor dem Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. war dieser Stand so weit romanisirt, daß er im Jahre 69 zwar noch in einigen Gauen des Ostens den phantastischen Versuch machte, ein gallisches Kaiserreich aufzurichten, aber die Abstammung von dem Eroberer Cäsar schon als eine Art von Adelsbrief betrachtete! Auch die gallischen Gegenkaiser des dritten Jahrhunderts wollten keineswegs einen selbständigen gallischen Staat begründen, sondern nur das römische Gallien

selbständig gegen die Germanen verteidigen, da dies die Reichsregierung nicht mehr vermochte. Indem sich aber nun der gallische Adel romanisierte, die Masse des Volkes keltisch blieb, wurde die gallische Nation innerlich zersetzt und aufgelöst, in ähnlicher, nur viel stärkerer Weise wie die deutsche nach dem dreißigjährigen Kriege durch die Französisierung ihres Adels. Eine national-keltische Bildung gab es nicht mehr, und die römische Bildung der führenden Stände hatte keine Wurzel in dem Volkstum, das sie umgab, wurde deshalb innerlich hohl und nichtig, auf die äußere Form beschränkt, lediglich rhetorisch-grammatisch und daher einer wirklichen Entwicklung unfähig, etwa wie die lateinische Litteratur der deutschen Humanisten im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Erst das Christentum hat den Galliern mit einem neuen geistigen Gehalt wieder eine Art Kultureinheit gebracht, indem es das Evangelium nicht in keltischer, sondern in lateinischer Sprache predigte und dadurch die Romanisierung der Volksmassen herbeiführte.

Ähnlich wie in Gallien waren die Folgen der Romanisierung überall, wo sie nicht durchdrang: sie löste zunächst die Nationalitäten überall auf, ohne ein neues Nationalbewußtsein an die Stelle des alten zu setzen. Das war um so weniger möglich, als die römische Nationalität sich selber zersetzte durch die Ausdehnung über Massen von fremden Elementen. Den unwiderleglichen Beweis dafür liefert das Absterben der römischen Litteratur und Kunst. Beide gehen eine Zeitlang noch in den alten Gleisen weiter und werden nicht am wenigsten von romanisierten Provinzialen gepflegt; mit dem dritten Jahrhundert erlöschen sie beinahe ganz und weichen zurück vor dem mit frischer Kraft aufsteigenden, weil von neuem Inhalt erfüllten christlichen Leben.

Das ist nur das Gegenbild dessen, was sich auf sittlich-religiösem Gebiete vollzog. Für die leitenden Stände war das Weltreich schon deshalb kein Glück, weil es die lebendige Vielheit selbständiger, mit einander wetteifernder, unter Umständen sich bekämpfender Völker aufhob und damit den Zwang zu energischer Anstrengung beseitigte, den weder die Menschen noch die Völker entbehren können. Es fehlte überhaupt an irgendwelchen hohen Zielen, an begeisternden volkstümlichen Idealen. Was sollte Rom noch erobern? Das Wald- und Sumpfland Germanien etwa, oder gar das parthische Reich? An das erstere hatte das römische Heer unter Augustus vergeblich seine Kraft gesetzt, das zweite war unmöglich. Oder sollte man die Republik wiederherstellen? Es war ein Traum der stolzesten Römer, die eben deshalb vielleicht die besten waren, denn sie hatten noch ein Ideal, aber es war eben ein Traum. Eben weil sie keine des Ringens werthe Ziele mehr hatte, erschien dem gebildeten Römer und Griechen der Kaiserzeit die Gegenwart kläglich und kleinlich gegenüber der Vergangenheit, die sich in der Erinnerung noch verklärte. Die Griechen wie die Römer lebten von dem Ruhme der Ahnen, und der drückte sie zu Boden. Endlich war es ein schweres Verhängnis, daß die römische

Kristokratie, die eigentliche Trägerin des Staates, in den gräßlichen Megeleien der julianischen, marianischen und octavianischen Proskriptionen fast gänzlich ausgerottet worden war, und daß sich die Monarchie durch Usurpation, mit Hilfe des Proletariats in Waffen, durchgesetzt hatte. Brachte das zweite notwendig eine Abstumpfung des Rechtsgefühls mit sich, so hatte das erste eine Menge ruhmvoller Überlieferungen und die darin liegende Kraft zerstört. Auch der launenhafte und grausame Despotismus vieler Kaiser war nicht geeignet, Männertugend zu fördern, er verdarb gerade die höhern Stände, von denen doch schließlich das Schicksal der Völker abhängt. Das alles führte zu einer sittlichen Erschlaffung, der gar nicht aufzuhelfen war. Aber es ergab sich aus dem Wesen dieses Weltreichs.

Schlimmeres folgte aus dem Wesen des antiken Heidentums. Nicht in der Vielgötterei lag seine Schwäche — die menschliche Natur neigt immer zum Polytheismus —, sondern in seinen Ursprüngen aus der Vergötterung der Naturkräfte und Naturerscheinungen. An sich sind diese sittlich ja völlig indifferent, weder gut noch böse; sie werden das erst, sobald sich die Naturkräfte in menschenähnliche Götter, die natürlichen Vorgänge in persönliche, also in sittliche verwandeln. So wurden die antiken Götter getreue Abbilder der Menschenwelt mit allen ihren Schwächen; sittliche Vorbilder wollten und konnten sie gar nicht sein, im Gegenteil erschien ihr Verhalten oft geradezu unsittlich. Die Art z. B., wie bei Homer die Götter in die Kämpfe der Sterblichen eingreifen, muß zuweilen jedes einfache sittliche Gefühl geradezu empören. Daß die Alten darüber nicht anders dachten als wir, beweisen die scharfen Urteile gerade der besten Männer über Homers Darstellungen, die Plato geradezu aus der Jugenderziehung verbannt wissen wollte. Nun ist ja allerdings Homer niemals im religiösen Sinne die „Bibel“ der Griechen gewesen, aber die Vorstellungen von den Göttern hat er doch in hohem Grade beeinflusst. Und was bot der Kultus? Ost gewiß eine ästhetische Augenweide und wohl auch eine sinnige Symbolik, aber innerlich war er immer leer und trostlos. Daher nutzte sich die Götterlehre verhältnismäßig schnell ab, und man suchte Befriedigung in Mysterien, oder man ging zu fremden, namentlich orientalischen Kulte über, besonders in Italien und im ganzen Westen, wo die verstandesdürre römische Mythologie noch viel weniger bot als die reiche griechische Götterwelt. Später trat namentlich in den Provinzen eine überaus bunte, verwirrende Göttermischung ein, in der römische, einheimische und orientalische Kulte, namentlich die ernste, düstre, schwere Kasteiungen fordernde Soldatenreligion des persischen Lichtgottes Mithras nebeneinander standen, ohne jemals in irgend ein festes Verhältnis zu treten. Dadurch aber wurde die Auflösung des alten Götterglaubens nur gefördert, denn dieses Durcheinander der widersprechendsten Kulte mußte den Zweifel an allen erwecken.

Allerdings war die Sittlichkeit und die Sittenlehre der Alten nicht ab-

hängig von der Religion, sie ging neben ihr her. Aber das verhängnisvolle war dabei, daß, je mehr sich die sittliche Auffassung vertiefte, um so greller der Widerspruch mit der Götterwelt, der Schöpfung einer überwundenen Kulturperiode, hervortrat. Sie fand an dieser Götterwelt nicht sowohl eine Stütze, als vielmehr ein Hindernis, im schärfsten Gegensatz zu dem Verhältnis, in dem im Christentum Religion und Sittenlehre zu einander stehen oder wenigstens stehen können und sollen. Allerdings vertiefte sich der Gottheitsbegriff gleichzeitig mit der Steigerung der Sittlichkeit, und an Versuchen, die alten Mythen umzudeuten, hat es nicht gefehlt; aber eine vollkommene Umwandlung der Götter und der Mythen wurde durch ihre Grundlage unmöglich gemacht, und bis zu dem erhabenen und tröstenden Gedanken göttlicher Liebe ist das Heidentum niemals durchgedrungen. Die Gottheit erscheint höchstens als eine menschlichen Frevel strafende, das Gute belohnende Macht, der gegenüber der Mensch wohl Scheu und Ehrfurcht, aber niemals Liebe und Vertrauen empfinden konnte.

Über diesen Gegensatz suchte die antike Philosophie hinwegzuhelfen, indem sie die Religion ersetzen wollte. Doch ist sie dazu schon deshalb niemals imstande gewesen, weil sie auf verstandesmäßigen oder phantastischen Konstruktionen beruht und also das Gemütsbedürfnis, in dem alle Religion wurzelt, nicht befriedigt. Deshalb kann sie immer nur auf die Gebildeten wirken, niemals auf die Massen. Und wie sehr widersprachen doch einander die philosophischen Systeme der Alten! Immerhin hat diese Philosophie ganz sicherlich die praktische Sittlichkeit bei tiefern Naturen geadelt und ist bei ihnen an die Stelle der Religion getreten. Daß es eine sittliche Weltordnung gebe, daß das menschliche Dasein mit dem Tode nicht abgeschlossen sei, das waren Überzeugungen, die von vielen Philosophen vertreten wurden. Für die Art, wie sich ein bedeutender Mann inmitten des Zusammenbruchs alles dessen, was er Zeit seines Lebens verfochten hat, und in tiefster Trauer um den Verlust des Liebsten bei der Philosophie seinen Trost holt, wird der vielgeschmähte Cicero gerade deshalb immer ein ehrwürdiges Beispiel bleiben, weil er keineswegs zu den starken Charakteren gehörte, sondern durch und durch Sanguiniker war, und er hat ein Recht gehabt, darauf stolz zu sein, daß er die Philosophie der Griechen den Römern nahe gebracht hat. Das war für jene Zeit viel wichtiger, als wenn er ein neues philosophisches Lehrgebäude aufgestellt oder wissenschaftliche Untersuchungen über die griechische Philosophie unternommen hätte. Doch die Masse der Gebildeten, die nicht ernst genug waren, sich in solche Studien zu vertiefen, und denen die Monarchie die Politik verleidete, die praktische Thätigkeit in ihr abschchnitt, und die Bevölkerung der Großstädte, namentlich Rom's, verfielen entweder dem Pessimismus oder gedanken- und skrupelloser Genußsucht. Über die Ruchlosigkeit der höhern römischen Gesellschaft, die innere Noth der Massen ist kein Wort zu verlieren, sie sind oft genug und bis

zum Überdruß gezeichnet worden. Auch in christlichen Zeiten hat es Perioden gegeben, wo die praktische Sittlichkeit nicht höher stand als im sinkenden Altertum und eine entsetzliche Sittenfäulnis sich mit hoher Kultur verband, wie in der italienischen Renaissance. Aber hier beruhte dieser Sittenverfall auf dem Abfall vom christlichen Ideale, zu dem die Rückkehr immer offen stand; in der sinkenden antiken Welt war er die notwendige Folge aus den gesamten religiösen und politischen Zuständen.

Nirgends mußten diese Zustände schwerer drücken, als auf die nach vielen Millionen zählende Sklavenschaft, zumal da sich die Härte der Sklaverei mit der Höhe der äußern Kultur erfahrungsmäßig steigert. Von den Genüssen des Lebens waren sie so gut wie ausgeschlossen, rechtlos und wehrlos waren sie jeder Willkür, jeder Laune auch des verworfensten und grausamsten Herrn preisgegeben, die religiösen Kulte boten ihnen nicht mehr, d. h. so wenig wie allen andern, und die Tröstungen der Philosophie waren für sie nicht vorhanden. Nirgends bot sich ihnen eine Hoffnung, niemand erbarmte sich ihres sittlichen Elends, überall starrten sie in das leere Nichts. Von der entsetzlichen Trostlosigkeit dieser Lage können wir uns kaum einen Begriff machen.

Es ist ganz unzweifelhaft: aus sich selbst heraus konnte die antike Welt überhaupt nicht mehr gefunden, weil sich ihr Krankheitszustand aus ihrem eignen Wesen ergab. Was unter diesen Umständen der Eintritt des Christentums bedeutete, ist ohne weiteres klar. Das Christentum erscheint, rein geschichtlich betrachtet, als eine Erhebung des Gemüts gegen die einseitige Verstandesbildung, eine Bewegung der mißhandelten Massen, der „Mühseligen und Beladenen“ gegen das Übergewicht des Kapitals, wie es in der Sklaverei und in der Unterwerfung des platten Landes unter die Städte zum Ausdruck kommt. Dem sittlichen Elend setzte es den Hinweis auf Sündenvergebung, dem irdischen Jammer die Hoffnung auf ein seliges Jenseits, der harten Standesherrschaft die Predigt von der Nächstenliebe entgegen. Die gähnende Kluft zwischen Sittenlehre und Religion schloß es, indem es die Gottheit zur Quelle aller Sittlichkeit machte, und zwischen dem allmächtigen Gott und dem schwachen Menschen schlug der Glaube an den menschgewordenen Gottessohn die Brücke. Und das alles trat mit der freudigen Gewißheit einer unerschütterlichen Überzeugung dem an sich selbst verzweifelnden, leeren, zerfahrenen Heidentum und einer in sich zwiespältigen Philosophie, dem pessimistischen Trübsinn und der zersetzenden Skepsis entgegen und kam als ein neuer Idealismus in diese ideallere Welt. In großartigster Typik führt diesen abgrundtiefen Gegensatz die Szene zwischen Christus und Pontius Pilatus vor (Evangel. Joh. 18, 37 ff.): auf der einen Seite der Stifter des neuen Glaubens, der Weltheiland, in dem majestätischen Selbstbewußtsein und der unerschütterlichen Selbstgewißheit seiner Sendung, der da sagt: „Ich bin dazu

geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme," auf der andern der gebildete, weltmännische Römer des Durchschnittschlages, der dem nichts entgegenzusetzen hat als ein halb verlegnes, halb überlegnes Achselzucken und die skeptische Frage: „Was ist Wahrheit?“ So errang im Verlaufe von drei Jahrhunderten das Christentum erst die Duldung, endlich die Herrschaft, als das Kaiserhaus zu ihm übertrat. Eine Verjüngung freilich des römischen Staatswesens und der antiken Kultur bewirkte es nicht. Denn die Christen der ersten Jahrhunderte, ursprünglich überwiegend Sklaven und kleine Leute, eben jene Müheligen und Beladenen, denen die herrschende Religion und Philosophie keinen Trost, die Welt keinen Genuß, der Staat keinen Schutz darbot, standen dem römischen Staatswesen voll Abneigung und Feindschaft gegenüber. Sie sahen in ihm das Reich des Bösen, sie versagten sich seinem Dienst, oder wenn sie ihn auf sich nahmen, dann thaten sie es, nicht weil, sondern obgleich sie Christen waren, und der Kaiserkultus war ihnen ein Greuel. Die ganze Herrlichkeit der antiken Litteratur und Kunst war für sie kaum vorhanden. Ihr setzten sie eine christliche Litteratur entgegen, die vielfach, namentlich im Orient, die unterdrückten Volkssprachen, das Syrische, Phönikische, Koptische wieder aufnahm und neu belebte und auch so dem Prinzip der römischen Verwaltung entgegenarbeitete. Das römische Reich, das sich sonst gegen fremde Kulte so duldsam verhielt, hatte also von seinem Standpunkte aus ganz Recht, wenn es die Christen verfolgte und sie geradezu auszurotten strebte, diese furchtbare Sekte, die alles bekämpfte und verwarf, worauf seine Verfassung und Kultur beruhte. „Feinde des Menschengeschlechts“ nennt Tacitus die Christen, und gewiß, sie waren Feinde der antiken Welt, und sie blieben es, auch als sie zur Herrschaft über sie gelangten. Denn die besten Kräfte zog die Kirche an sich; war doch der einzige Idealismus, der in dieser Welt lebte, der kirchliche, und im römischen Reiche sah sie zwar nicht mehr den Feind — denn sie beherrschte es jetzt —, wohl aber das Reich der Welt, also der Sünde gegenüber dem Gottesreiche, der Kirche. Sie unterschied demgemäß zwei Stufen der Sittlichkeit: die höhere derer, die sich die Welt versagten und ganz der Kirche widmeten, und die niedere der Laien, die der Welt lebten. Wer so denkt, reformirt keinen Staat, denn er hält es nicht für der Mühe wert. Die kirchlichen Glaubensstreitigkeiten, die bei der Leidenschaftlichkeit, mit der namentlich die scharfsinnende griechische Welt das neue Ideal ergriff, nicht ausbleiben konnten, zerrütteten das Reich noch mehr, indem sie neue Gegensätze schufen und die alten verschärften. Den Verlust Nordafrikas an die Vandalen, Ägyptens und Syriens an die Araber haben sie mit herbeigeführt. Und vollends eine wirtschaftliche Wiedergeburt lag und liegt ganz außerhalb der Aufgabe der Kirche.

Die Macht, die eine staatliche und wirtschaftliche Erneuerung vollzog,

mußte eine weltliche sein, und sie konnte nur von außen kommen. Es waren für den Westen die Germanen.

Seit Cäsar zählte das Verhältnis des Reichs zu den Germanen zu den allerwichtigsten Fragen seiner auswärtigen Politik, und keinem barbarischen Volke haben daher die Römer mehr Interesse gewidmet, als ihnen. Die beiderseitige Stellung war eine höchst eigentümliche, wie sie in dieser Weise seitdem niemals wiedergekehrt ist. Bis auf Cäsar beherrschte das Reich nur Küstenlande, Halbinseln und Inseln; in das Innere eines der drei Kontinente drang es erst mit der Eroberung Galliens und mit dem mißglückten Angriff auf Germanien ein, und dieser erste Versuch blieb auch der letzte. Seit Augustus beschränkte sich die römische Politik streng auf die Verteidigung; selbst die Eroberung Daciens durch Trajan war wenig mehr als eine schon von Cäsar beabsichtigte Verstärkung der Donaulinie. Die römische Verwaltung und Kultur gab es also auf, die weiten Binnenlande Mittel- und Osteuropas zu bemeistern, unzweifelhaft doch ein Zugeständnis der Schwäche, das von dem kühnen Fluge Alexanders des Großen im Morgenlande merkwürdig absteht. So wogten hinter der römischen Grenzwehr wie ein unermesslicher dunkler Ozean die Massen jugendlicher, angriffslustiger Völker. Dies Verhältnis, an sich sehr schwierig, war gar nicht zu behaupten, sobald die Kraft des Reiches nachließ. Eine stille, anfangs schwache, dann immer stärkere germanische Einwanderung bereitete den Zusammenbruch vor. Seit dem Cimbern- und Teutonenzuge gab es germanische Sklaven in Italien, seit Cäsar dienten germanische Söldner im römischen Heere, seit Augustus bildeten Germanen aus dem römischen Rheinlande die Leibwache des Kaisers und stellten dichte Scharen tüchtiger Hilfstruppen. Mit dem dritten Jahrhundert, als die überquellende Volkskraft der Germanen wieder gegen die Grenze drängte, Land zum Anbau begehrend, nahm die germanische Einwanderung die neue Form der Ansiedlung an, während zugleich Massen germanischer Kriegsgefangnen die Sklavenschaft verstärkten. Das ganze nördliche Gallien und einzelne Striche an der Donaugrenze bedeckten sich mit germanischen Ackerbauern, die teils als Colonen teils als freie Leute in geschlossnen Verbänden angesiedelt wurden. Die Zehntlande (in dem Winkel zwischen Donau und Rhein) und Dazien gingen sogar ganz an die Alamannen und Gothen verloren. Als dann Konstantins Reformen durch die Trennung der Verwaltungslaufbahn und des Heeresdienstes den Germanen das Heer vollends öffnete und zwar bis zu den höchsten Staffeln hinauf, da wurde die Feldarmee ganz überwiegend aus germanischen und andern fremden Truppen zusammengesetzt, und die höchsten Befehlshaberstellen fielen fast ganz in die Hände germanischer Männer. Das Reich war in zunehmender Barbarisierung begriffen; selbst in die politischen Anschauungen drangen neben orientalischen auch germanische Gedanken ein, wie namentlich der Gedanke der dynastischen Treue.

Gleichwohl hätte das alles das römische Reich nicht gestürzt, sondern nur langsam von innen heraus umgewandelt, eine politische Neubildung aber nicht herbeigeführt. Die einwandernden Germanen wären vielmehr ihrem Volkstum verloren gegangen oder in den unaufhörlichen Kriegen aufgerieben worden. Da brachte der wuchtige Stoß der noch halbnomadischen, ostgermanischen Wanderstämme, den zunächst das Vordringen der mongolischen Hunnen veranlaßte, eine neue und entscheidende Wendung. Die germanischen Volkshere traten jetzt in geschlossenen nationalen Verbänden dem Namen nach als „Verbündete“ (foederati) in den Kriegsdienst des römischen Reichs; aber statt des Soldes erhielt jeder Krieger mit seiner Familie nach damaligem römischem Brauche die Anweisung auf einen bestimmten Teil des Grundstücks, bei dessen Herrn (hospes) er einquartiert wurde, und die Könige dieser Germanenstämme nahmen die höchste Gewalt auch über die Provinzialen an sich, wenn auch unter Anerkennung römischer Oberhoheit. In diesen sehr schonenden Formen setzten sich die Burgunder im südöstlichen Gallien, die Westgothen im Südwesten des Landes und im größten Teile von Spanien, die Sueben und Vandalen neben ihnen fest, die Ostgothen besetzten Pannonien. Später nahmen die Vandalen Afrika ohne Vertrag in Besitz, und hinter den Ostgermanen folgten die germanischen Bauernstämme erobernd und kolonisierend kraft eignen Rechts: die Angeln und Sachsen in Britannien, die Franken im nördlichen Gallien, die Markomannen in Baiern und im jetzigen Tirol. Die Erhebung Odoakers zum König von Italien 476 und sein Sturz durch die einbrechenden Ostgothen 493 vollendeten die Auflösung des weströmischen Reichs im Westen, ohne übrigens den Zusammenhang dieser germanischen Herrschaften mit dem Kaisertum in Konstantinopel grundsätzlich und völlig aufzuheben.

Immerhin, das römische Reich war durch die Germanen zer Sprengt, die römische Verwaltung aufgelöst, die furchtbar drückende römische Steuerverfassung vernichtet, soweit nicht die germanischen Eroberer an beiden gegenüber den Provinzialen noch festhielten. Aber wenn dies auch teilweise geschah, so war doch dem unnatürlichen Zustand ein Ende gemacht, daß die materiellen Mittel dieser Lande ihnen größtenteils verloren gingen und nach einem großen Mittelpunkte abfloßen. Die natürlichen Sonderinteressen der Landschaften kamen jetzt zur Geltung, seitdem germanische Könige in Paris, Toulouse, Ravenna und Karthago geboten. Selbst Italien hatte seit Jahrhunderten kein so wohlwollendes, einsichtiges und kräftiges Regiment gesehen, wie das des großen Ostgothenkönigs Theodorich, und die Spanier priesen sich glücklich, der römischen Steuerplackerei entledigt zu sein.

Schon diese politische Umwandlung hätte auch eine wirtschaftlich-soziale bringen müssen, aber eine solche wurde auch noch unmittelbarer herbeigeführt. Schon die Aufteilung eines sehr erheblichen Bruchteils des Grundbesitzes an die germanischen Volkshere war von großer Bedeutung, denn sie zer schlug

die großen Latifundien und schuf einen zahlreichen Stand mittlerer Besitzer. Weit wirksamer noch war andres, was zunächst einen Rückgang in der Kultur bedeutete. Die langandauernde kriegerische Zerrüttung und die gewaltsame Verwüstung vieler Städte, der Hauptsitze der römischen Kultur und also auch des römischen Kapitals, brachte in weiten Landstrichen eine schwere Lähmung über den Verkehr. Die alten Straßen verfielen, die Flüsse versandeten und wurden unfahrbar. Nach derselben Richtung drängte die bäuerlich-kriegerische Besiedlung der Germanen. Die zahllosen Bedürfnisse eines städtischen Kulturvolks waren für sie gar nicht vorhanden, sie lebten vom Ertrage ihrer Landgüter, trieben nur in derbem Schmuck, in Waffen und Pferden, im Essen und Trinken einen gewissen Luxus, behandelten auch das Bargeld als einen Schatz, nicht als erwerbendes Kapital und waren dem städtischen Dasein ganz abgeneigt. So kam völlige Lähmung über das städtische Leben. Die Quellen des bisherigen städtischen Erwerbs, Handel und Industrie, versiegten, die Städter mußten Bauern werden, um ihr Leben zu fristen, die Städte, an Bevölkerungszahl und Umfang immer mehr zusammenschrumpfend, wurden große, befestigte Dörfer, und überall im Norden der Alpen war „das Dorf die Königin des Landes.“ „Das römische Reich — so faßt einer der letzten antiken Geschichtsschreiber, Zosimus, in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts dies Ergebnis zusammen — Stück für Stück verkleinert, ist zum Wohnsitz der Barbaren geworden, und indem es endlich von Bewohnern entblößt wurde, hat es eine solche Gestalt gewonnen, daß man nicht einmal die Stellen erkennt, wo einst die Städte gestanden haben.“ Am meisten trat natürlich dieser Rückgang in den Grenzlanden und in ihrer Nachbarschaft hervor. Die römischen Stadelager wurden zerstört oder verfielen oder wurden wohl auch die Zufluchtsstätten der Umwohner, sodaß schließlich Städte aus ihnen hervorgingen. Die wichtigern wirklich städtischen Niederlassungen haben sich jedoch, wenn auch herabgekommen, erhalten, zumal da die größern meist Bischofssitze, also kirchliche Mittelpunkte geworden waren. Wie sich im einzelnen eine antike Stadt umwandelte, zeigt als klassisches Beispiel Rom, um so mehr, als es, da es die Welthauptstadt war, von der Auflösung des Weltreichs und seiner Kultur am schwersten betroffen wurde. Die glänzendsten Bauten der Kaiserzeit, die Tempel, Basiliken, Amphitheater, Thermen u. a. m. verödeten und verfielen, schon weil sie nicht mehr benutzt wurden, soweit sie nicht für kirchliche Zwecke Verwendung fanden; viele Jahrhunderte haben sie als Steinbrüche und im Mittelalter als Burgen des römischen Adels gedient. Die zusammenschmelzende Bevölkerung zog sich von den Hügeln hinweg in die Flußebene hinunter, wo sie den Tiber in der Nähe hatte, und auf den verödeten Höhen entstanden Kirchen und Klöster inmitten von Ackerfeldern und Gärten; selbst das alte Forum wurde zur „Kinderweide“ (Campo vacino). Um die verkleinerte Stadt und um Weiden, Felder, Gärten und Weinpflanzungen zog sich die ver-

fallende Mauer Aurelians, die von der schwachen Bevölkerung nicht mehr verteidigt werden konnte. Das ganze Bild ist geradezu typisch. In ansehnlichen Gebieten verschwand mit der römischen Herrschaft und Kultur auch die römische oder romanifizierte Bevölkerung und wurde durch eine germanische ersetzt: im heutigen England, auf dem ganzen linken Rheinufer bis tief nach Gallien hinein, längs der obern Donau und im Alpenlande, und wo sie sich erhielt, da wurde sie von starken germanischen Bestandteilen durchsetzt. Dieselbe Rolle wie im Westen Europas haben später auf der nördlichen Balkanhalbinsel die Slawen, in Syrien, Ägypten und Nordafrika die Araber gespielt, nur daß diese letztern sich der städtischen Kultur rasch anbequemen. Dafür verdrängten sie die bis dahin herrschende griechisch oder lateinisch redende Bevölkerung fast vollständig mit Hilfe der lange unterdrückten einheimischen semitischen, koptischen oder berberischen Stämme und zerrissen auf Jahrhunderte den Kulturzusammenhang zwischen der nördlichen und südlichen Küste des Mittelmeers. Die Auflösung des römischen Reichs und der Verfall der antiken Kultur war also nicht bloß eine politische, sondern vor allem eine wirtschaftlich-soziale und religiöse Umwälzung. Christentum und Germanentum haben sie beschleunigt, aber der Hauptsache nach ergab sie sich aus der innern Fortbildung der antiken Welt.

Wenngleich also die gegenwärtige europäische Kultur — und damit kommen wir auf die am Eingange gestellte Frage zurück — wahrscheinlich einen äußern Feind, wie es die Germanen, Slawen und Araber für die Römer waren, nicht zu fürchten hat, so wäre damit an sich die Unmöglichkeit eines tiefen Verfalls unsrer Gesittung noch keineswegs erwiesen. Wie ein solcher etwa kommen könnte, ist hier nicht zu erörtern. Aber etwas hat sie für sich, was die antike Welt gegen sich hatte: das Christentum. Christliche Völker können nicht sterben, so lautet ein bekanntes Wort, und eine fast zweitausendjährige Geschichte hat ihm bisher Recht gegeben. Christliche Völker, ja wohl, denn das Christentum kann nicht sterben, weil es die Wahrheit und das Leben ist; aber wenn es in einem Volke stirbt, dann wird auch das Volk sterben.



Irrtum und Wahrheit im Pessimismus



duard von Hartmann hat eine Reihe von Aufsätzen zu einem Buche zusammengestellt, das unter dem Titel: Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus (bei W. Friedrich in Leipzig) erschienen ist. Darin sondert der Verfasser seinen eignen ethisch-metaphysischen Pessimismus von allen Arten des Stimmungs-pessimismus so deutlich ab, daß wirklich in Zukunft niemand mehr